

Das Bild der SPD

Wovon hängt das Image einer Partei ab? Als Willy Brandt vor dem Mahnmahl im Warschauer Ghetto auf die Knie fiel, war der Autor erst drei Jahre alt. Trotzdem hat er dieses Bild vor Augen, wenn er an die Sozialdemokratie denkt. Rechtzeitig zum Parteitag legte er es entscheidenden Genossen auf den Schreibtisch

Von Dr. Ulf Poschardt, Süddeutsche Zeitung vom 10. November 1995

Wir Kinder der Popkultur sind ein seltsam oberflächliches Volk. Aufgewachsen mit Farbfernsehern, Computerspielen und Videoclips glauben wir den Bildern, den "Images", mehr als allem anderen. Obwohl wir wissen, daß Bilder lügen können. Aber dort, wo sich Wirklichkeit, und nicht Fiktion, in Bilder geflüchtet hat, bleiben wir ungläubig stehen und staunen. Normalerweise lassen uns Bilder CD's kaufen, ins Kino rennen oder in den Urlaub fahren, doch ab und an lassen sie uns auch politisch aktiv werden. Das Bild des zerbrochenen Reaktors in Tschernobyl, das Bild der zur Versenkung bestimmten Brant Spar oder des verkohlten Hauses in Solingen haben nicht nur das politische Bewußtsein der Kinder der Popkultur geprägt, sondern auch die Bereitschaft mobilisiert, etwas zu tun. Wir wollen nicht nur überzeugt, sondern auch verführt werden. Das müssen Bilder leisten, die uns für ihre Sache gewinnen wollen.

Viele meiner Altersgenossen haben sich für die Grünen entschieden, die besonders intellektuellen für die PDS, die Lifestyle-Spießer für die FDP und eine Horde von Frühvergreisten für die CDU. Woher rührt meine merkwürdige Faszination für die SPD? Welches Bild hat mich geprägt?

Sicher: Daß ich als Dreijähriger meine ersten beiden Teddybären Willy Brandt und Gustav Heinemann nannte - daran waren meine Eltern schuld; meine Eltern, die im Treppenhaus Staeck-Plakate aufhängten und Wahlkampfpartys organisierten, auf denen viele Vollbärte Pfeife rauchten und bei Barzel immer "Buh" schrien. Aber das war es nicht. Davon habe ich mich spätestens mit 13, als Helmut Schmidt in den letzten Zügen seiner Kanzlerschaft lag, verabschiedet. In den Jahren der Pubertät, wo alles radikal

und absolut sein mußte, war eine Partei uninteressant, die ihre kämpferischen Attribute zugunsten eines wertfreien Pragmatismus geopfert hatte. Da gab es nichts, was einen verführen konnte oder gar begeistern. Dafür gab es dann Thomas Ebermann und Madonna.

Heute weiß fast niemand mehr, wofür die SPD steht. Anscheinend am allerwenigsten die SPD selbst. Deshalb habe ich eine Reise durch diese Partei angetreten, mit einem Bild im Gepäck, das einen der letzten großen Identifikationsmomente der SPD zeigt -

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und das mich nie verlassen hat. Das Bild, die Photographie, vom Kniefall Willy Brandts vor dem Mahnmal im Warschauer Ghetto, Dezember 1970.

* Die Reise beginnt im Erich-Ollenhauer-Haus, in dem der schwer angeschlagene Rudolf Scharping zum Interview bittet. Das Zimmer ist schlicht möbliert, erinnert keine Sekunde an ein Chefbüro. Scharping raucht, trotz Grippe, die Vitaminkiller von Marlboro. Mit leiser, fast nicht zu verstehender Stimme beginnt er zu reden. Ab und an die Augen schließend, einen Satz an den anderen reihend. Ein Student war er damals, als er am Abend des 7. Dezember 1970 im Fernseher sah, was geschah. Seither, sagt er, "taucht das Bild immer in meinem Kopf auf, wenn ich verunglückte Symbole sehe". Er ist sicher, daß "substanzreiche, zukunftssträchtige Politik immer ihre Symbole finden wird, während sich weniger substanzreiche, weniger zukunftssträchtige Politik nur den äußeren Schein der Symbole sucht". Man will ihm die Frage nicht antun, ob das Bild der Troika vom vergangenen Jahr nicht exakt für letzteres steht.

Scharping spricht jetzt lauter. "Ich habe letztes Jahr einen Besuch in Polen gemacht und an ebendiesem Denkmal in Warschau einen Kranz niedergelegt. Dabei ging mir ständig dieses Bild des knienden Brande durch den Kopf. Alles, was man danach tut, kommt einem unzureichend vor. Es wird einem deutlich, wie unwiederholbar so eine Geste ist. Wie einmalig. "

Die fiebrigen Augen hinter den Brillengläsern beginnen zu leuchten. "Es bleiben die Versuche, nachträglich mit Gedanken zu erfassen, was mit Gedanken nicht zu erfassen ist. " Man kann Scharping zusehen, wie er denkt und nach und nach tiefer in die Analyse des Bildes eindringt. "Was da zum Vorschein kommt, ist die Identität zwischen politischem Wollen und Überzeugungen, gelebtem Leben und der Geste. Das macht die Kraft dieses Bildes aus. Ein Bild, das mit nichts verglichen werden kann. Weil der Gegenstand, der Ort, der Anlaß das schlicht verbieten."

Wie wichtig Tradition und Kontinuität für die SPD sind, gerade in einer so üblen Situation wie jetzt, weiß Scharping und spielt deshalb mit dem Gedanken, auf dem Parteitag in Mannheim das Bild vom Kniefall neben anderen Sternstunden der Sozialdemokratie auszustellen. "Man muß nur aufpassen", fügt Scharping hinzu, "daß man die Tradition nicht falsch versteht. Jean Jaures, der französische Sozialist, hat einmal erklärt, daß Tradition nicht bedeute, eine Asche aufzuheben, sondern die Flamme weiterzutragen. " Wie schwer das ist, erfährt Scharping fortwährend. Eine Partei, die zu Willy Brandts Zeiten noch absolute Mehrheiten in Berlin geholt hat, ist dort fast bei zwanzig Prozent angekommen.

"Größe braucht Zeit", erklärt Scharping und verweist darauf, daß auch Willy Brandt durch Niederlagen und parteiinterne Quälereien nach oben gekommen ist. Daß es ihm keineswegs darum geht, sich mit Brandt zu vergleichen, verdeutlicht Scharping mit der Feststellung, daß es vor allem die Substanz von Willy Brandt sei, die in dem Bild aufscheint: seine Politik, seine Biographie, sein Charisma. Etwas, das man weder lernen noch nachahmen kann. "Jeder hat so seine Lebensgeschichte, und die geht er schrittweise ab. Lebenserfahrung kann durch nichts ersetzt werden, und im Fall von Willy Brandt muß man dankbar sein, daß ein solcher Lebensweg nicht noch mal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nachgelebt werden muß. Man muß eigentlich froh sein, daß Lebensgeschichten wie die von Willy Brandt nicht mehr erzwungen werden. Ich würde das den Heutigen in der Politik nicht als Mangel zuordnen."

Scharpings Stimme füllt jetzt kräftig und bestimmt den ganzen Raum, der fiebrige Blick ist sehr konzentriert jetzt, ernsthaft. Der Parteivorsitzende erzählt davon, wie ihm Wahlstrategen der SPD abgeraten hatten, in Universitätsstädte wie Tübingen und Göttingen zu gehen, weil er nicht der Typ für diese Wählerschichten sei, und wie er dann, trotzig, "erst recht" darauf bestanden hatte. Er erzählt von seinem letzten Rockkonzertbesuch, wo er den Anzug gegen die Jeans tauschen konnte und nichts als ein Pur-Fan unter vielen war. Und er erzählt von der Angst, inmitten des Politikbetriebs, der Fraktionssitzungen, der Parteigremien und Repräsentationsjobs "papierern" zu werden. Die Offenheit und Aufrichtigkeit, mit der Scharping nun über sich spricht, verwischt die Distanz zwischen dem, der spricht, und dem, der zuhört. Fast zart wirkt der Herausforderer des Machtungetüms Kohl, als er sagt, daß er aus Marketing- oder Profilgründen sich selbst nicht verraten wird: "Dann scheitere ich lieber. " Moral, so scheint es, geht diesem Mann vor Erfolg.

Das wäre typisch sozialdemokratisch. Weltfremd, aber sympathisch, ein Grund, SPD zu wählen. Ist die SPD vielleicht doch noch ein Hort der "guten Menschen" ? Wenn ja, warum kann sie das nicht vermitteln?

* Ich lese: Als Willy Brandt im Dezember 1970 von seiner Polen-Reise nach Bonn zurückkam, erwartete ihn eine unruhige Kanzlergattin, die wissen wollte, ob der Kniefall eine spontane Geste gewesen sei. "Hattest du dir das vorher überlegt? " fragte Rut Brandt. Willy Brandt zuckte nur mit den Schultern und erwiderte knapp: "Irgend etwas mußte man tun." In seinen Memoiren schrieb er: "Ich hatte nichts geplant. Am Abgrund der deutschen Geschichte und unter der Last der Millionen Ermordeten tat ich, was Menschen tun, wenn die Sprache versagt. "

* Die Landesvertretung Nordrhein-Westfalens in Bonn, meine nächste Station.
Johannes

Rau war ein junger Minister in Düsseldorf, als er, wie viele Menschen auch, am nächsten Tag vom Kniefall Brandts erfuhr. "Es hat keine andere Situation gegeben, in der man so stolz war, Sozialdemokrat zu sein: Weil jemand so demütig war. Ich kenne Menschen, die immer konservativ gewählt hatten, bis zu diesem Bild, und die dann gesagt haben, "nein, jetzt will ich mich nicht nur diesem Mann, sondern auch seiner Sache Verpflichten. " Bei der Bundestagswahl 1972 erzielte die SPD mit 45,8 Prozent das beste Ergebnis ihrer Geschichte. Sie wird erstmals stärkste Partei im Bundestag. Besonders wichtig ist Rau die Demut, die aus dem Bild spricht. "Das bemerkenswerte an der Geste ist ja, daß der Staatsmann sonst nur Kränze niederlegt. So was hat Brandt ja auch getan, aber entscheidend ist eben, daß mit Brandts Geste der Staat nicht - wie sonst - seine Würde, sondern seine Demut zeigte."

Auf die Frage, ob das Bild in der heutigen Krisensituation als ein Besinnungsinstrument eingesetzt werden könne, reagiert Rau typisch sozialdemokratisch - als Moralist. Dann

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

würde man das Bild "in kleine Münze umwandeln". Und dennoch gesteht Rau ein, daß dieses Bild an "die Dimension dessen erinnern kann, was man sich vorgenommen hat". Es wäre schon gut, es hänge in vielen Zimmern. " Doch das Fehlen solcher Bilder dürfe nicht dazu führen, hektisch neue starke Scheinbilder aufzustellen oder gar mit einem Exkurs auf die Geschichte die Moral für sich zu reklamieren. "Entweder man hat das, oder man hat es nicht. Meine Schwierigkeit ist, daß jeder, der sich selbst für moralisch erklärt, weg ist von der Demut, die aus diesem Bild spricht. Die Frage ist, wie man es lebt - nicht, ob man es verkündet für sich. Entweder gelingt es, die Tradition sozialdemokratischer Moralität zu erhalten oder nicht. Ob es gelingt, liegt an uns. "

In Rau spricht der Übervater der Partei, der im Abstiegsstrudel unbedingt einen klaren Kopf behalten will und als Mahner und Schlichter auftreten muß. Auf meine letzte Frage, was dieses Bild denn heute noch bedeuten könne, erkläre Rau nüchtern: "Sehen Sie, ich kann doch das, was in dem Bild steckt, nur für mich übersetzen, indem ich in Palästina und Südafrika helfe. Oder indem ich Auschwitz nicht vergessen lasse. Das heißt, es sind konkrete politische Taten des einzelnen, die sich aus dem Bild ableiten. " Demgemäß handelt Rau auch. Typisch sozialdemokratisch, pragmatisch und idealistisch zugleich.

Beim Verlassen der Landesvertretung habe ich das Gefühl, einer rührend sympathischen Form von Integrität begegnet zu sein, die keine Zukunft mehr haben wird, wenn sich diese Integrität nicht zeitgemäß artikulieren und darstellen kann.

* "Sie sind verdorben durch 25 Jahre Werbung", raunzt mir eine spitze, hanseatische Stimme aus dem Telephon entgegen. Nach längerer Diskussion hat sich Günter Gaus dazu bereit erklärt, am Telephon über den Kniefall zu sprechen. Doch die Sprache, mit der ich ihm begegne, widert den Mann an. Ebenso meine Absicht, anhand dieses Bildes etwas über die Krise der SPD herauszufinden und darüber, was damals geschehen ist. Noch heute fällt es Gaus schwer; über eine Geste und ein Bild zu sprechen, an das nichts oder am ehesten Poesie herankommt. Zur Zeit des Kniefalls war Gaus Chefredakteur des Spiegel, des Nachrichtenmagazins, das damals Brandt nahestand und am Montag nach dem Kniefall mit dem Bild auf den Titel ging: "Durfte Brandt knien? " Eine vom Spiegel in Auftrag gegebene Umfrage ergab, daß 41 Prozent der Deutschen die Geste als angemessen und 48 Prozent die Geste als übertrieben bezeichneten. Im selben Heft schrieb der Spiegel-Reporter Hermann Schreiber einen Satz, der besonders Scharping beeindruckte und den er auswendig wiedergeben konnte: "Dann kniet er, der das nicht nötig hat, da für alle, die es nötig haben, aber nicht da knien - weil sie es nicht wagen oder nicht können oder nicht wagen können."

Gaus, der erst 1976, nach seiner Karriere als Leiter der ständigen Vertretung in Ostberlin und aus Solidarität, SPD-Mitglied wurde, ist pessimistisch angesichts des Zustands seiner Partei. Auch Brandt, Wehner und Schmidt haben in der Sache hart und unnachgiebig gestritten, doch nie zum dauerhaften Schaden der Partei. Schröder und Scharping haben das wohl nicht verstanden. Die Verzweiflung und der Pessimismus, die den Journalisten und Ex-Staatsmann Gaus umtreibt, rührt nicht zuletzt von der "Werbeglätte", die die Politiker entwickelt haben und die zu durchdringen fünfmal mehr Fragen erfordere als früher.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Staatskanzlei in Hannover ist vielleicht die schickste in ganz Deutschland. Die Ledersofas sind hellgrau und chromumrandet. An den Wänden hängen und lehnen jede Menge Bilder, moderne Kunst. Gerhard Schröder trägt einen dunkelblauen Zweireiher; graue Flanellhosen, ein weißblaugestreiftes Hemd und eine bunte Krawatte. Als ich ihn frage, wo er zum Zeitpunkt des Kniefalls war und wie er davon erfahren hat, vermutet er den Kniefall im Jahr 1972. Als nächstes erzählt er von seiner Studentenzeit in Göttingen, als er 1969 für Brandt Wahlkampf gemacht habe und im Bus mit großen Lautsprechern durch die Stadt gefahren sei. Für Schröder ist der Kniefall zunächst einmal ein Schuldeingeständnis, das "unerhört eindrucksvoll" war und außerdem "Politik mehr verändert hat als jede Rede. Es war auf den Punkt genau der Ausdruck von Brandts Politik. Die dichteste Form der Kommunikation der Ostpolitik, nämlich von Verzeihung und Versöhnung." Während er spricht, staubt Schröder immer wieder nicht vorhandene Schuppen von den Schultern.

"Ich wüßte nicht, wie ich reagiert hätte, wenn ich bei der Delegation dabeigewesen wäre und Zeuge dieses Kniefalls geworden wäre. Ich könnte mir vorstellen, daß ich nicht hätte hinsehen können oder daß mir die Tränen gekommen wären. Und das ist nichts, dessen man sich schämen muß." Doch ansonsten hat Schröder mit Patteinostalgie nicht viel am Hut. Das Jetzt interessiert ihn mehr als die Analyse eines Ereignisses der jüngeren Geschichte. "Sie können von mir doch keine Bildinterpretation erwarten", erklärt Schröder mit einem Lächeln, das gewinnen will. Schröder spricht über das "Jetzt", das "Hier und Jetzt" - und am liebsten über sich. "Die Generation, die jetzt verantwortlich politisch handeln muß, setzt ihre eigenen Inhalte, ihren eigenen Stil. Das Anlehnen an große Vorbilder ist ehrenwert - auch schön, wenn man das kann, gerade in der eigenen Partei -, aber es hilft nicht weiter. Die Probleme und die Aufgaben, die einem gestellt sind, muß man selbst lösen. Das Vorbild Willy Brandt kann da nicht helfen. Außer vielleicht, daß Willy deutlich gemacht hat, daß einer allein nicht alles ist, aber auch was." Wie das gemeint ist, darf als unzweifelhaft gelten.

Wie Scharping bittet auch Schröder, zeigt man ihm das Bild des knienden Brandt, um Verständnis für seine Generation. "Willy Brandts Geste war auch Ausdruck seiner Lebensgeschichte. Da muß man um Fairneß zugunsten der jüngeren Generation von Politikern bitten. Denn gelegentlich wird uns die allzu glatte Biographie vorgehalten - wenn sie denn so glatt war. Wenn man genauer hinguckt, ist das nämlich gar nicht so. Aber wir können uns doch nicht schlechterdings eine Kriegserfahrung wünschen, damit wir im Stahlbad gehärtet werden. Normalität, die wir politisch wollen, macht es schwerer, sich auszuzeichnen." Wie die SPD und ihre führenden Politiker dennoch Profil gewinnen können, dies hat Schröder vorexerziert - nur eben nicht zum Nutzen der Partei.

Wie schwierig es ist, Politik ohne Worte darzustellen, hat auch die letzte Wahlkampagne der SPD bewiesen. "Das Bild der drei Männer; die zusammen einen Säulengang hinunterlaufen, bedeutete: "Wir gehören zusammen." Und: "Man verdreifacht die Kraft." Das sollte damit ausgedrückt werden. Aber das ist wohl nicht ganz gelungen." Schröder lacht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

* Wir Kinder der Popkultur sind geschmäckerlich. Wir lieben die richtigen Lügen, wenn sie nur strahlend bunt und verführerisch sind, wir verachten aber die faulen Kompromisse und die falschen Lügen, die schal und bieder sind. Eitelkeit und Hybris, wenn sie von Boris Becker oder dem Rapper Snoop Doggy Dogg kommen, machen uns lachen, grölen, johlen, sie begeistern uns. Die biedere Gefallsucht der Politiker stößt uns Kinder des Wohlstands ab. Ganz anders die Reaktionen auf das Authentische und Originale. Ehrfürchtig und ungläubig begegnen wir dem, was man so gern als menschliches Urgestein bezeichnet.

Aufgeregt halte ich den Telephonhörer in der Hand, als ich mit Hans Koschnick in Mostar telephoniere. Ein echtes Fan-Gespräch. Koschnick steht wohl für das, was man einen Sozi von altem Schrot und Korn nennt. Der frühere Bürgermeister von Bremen sieht in dem Kniefall vor allem ein Dokument der sozialdemokratischen Art, sich mit Opfern zu solidarisieren. Diese Solidarität ist unter anderem auch darin begründet, daß "wir Sozis viele Opfer in unseren eigenen Reihen hatten. Ich habe während der Nazizeit bei meinen Großeltern gewohnt, weil die Alten eingesperrt waren." Das Bild vom knienden Brandt kommt Koschnick oft in den Sinn, nicht wenn er an die Partei denkt, sondern wenn er konkret vor Ott mit Elend, Not und Verfolgung konfrontiert ist. Dort, wo nach Meinung Koschnicks Sozialdemokraten vor allem mit den Schwachen und Verfolgten in einer Reihe stehen sollten, um mit ihnen und für sie zu kämpfen. So wie Koschnick das in Mostar seit letztem Jahr versucht. Dort, in einer vom Bürgerkrieg zerstörten Stadt, geht es nicht um das Einlösen großer Utopien oder das Diskutieren um den richtigen Weg, sondern um das tatkräftige Anpacken. Dort, wo es Menschen schlechtgeht, und dort, wo man - so Koschnick - "Menschen wieder Mut zur Zukunft geben muß".

"Der Kniefall Brandts war auch eine Mahnung, Leid, Schändung und Verfolgung, wie sie die Nazis in Polen verbrochen haben, nie wieder geschehen zu lassen. " Angesichts des Elends in Mostar empfindet Koschnick diese Verpflichtung als besonders bindend. Doch im Augenblick sind die Sozialdemokraten vor allem mit sich selbst beschäftigt. Dem 66jährigen Koschnick verschlägt es angesichts des Tohuwabohus und der Disziplinlosigkeit in der SPD vor Wut fast die Sprache. Stille in der Telephonleitung. "Die sozialdemokratische Moral, in die ich hineingeboren wurde, ist heute verlorengegangen. Wer dem Freund nicht Freund sein kann, wie will der den Opfern beistehen? "

Mehr will Koschnick über den augenblicklichen Zustand seiner Partei nicht sagen. Aber die Betroffenheit ist durch die tausend Kilometer lange Leitung zu spüren. Als ich nochmals nachfrage, knarzt Koschnick nur "Danke, mach's gut" und legt auf. Wie unter Genossen hat er mich geduzt, und wenn ich an den aufgebracht, schnaubenden Bär dort unten im Frontdienst der Menschlichkeit denke, ist das ein Kompliment. Seltsam, daß man ausgerechnet die alte Garde wie Koschnick, Bahr und Gaus so aufregend und gewinnend findet, während von den Enkeln lediglich Scharping eine angenehme Überraschung ist. An Oskar Lafontaine, den ich ursprünglich treffen wollte, aber dessen Terminkalender so schnell kein Interview zuließ, richte ich die Bitte um ein Faxstatement, ebenso an Heidemarie Wiczorek-Zeul - eine persönliche Begegnung mit ihr schied für mich von vornherein aus.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für Oskar Lafontaine ist der Kniefall nicht nur ein Symbol für eine "andere deutsche Außenpolitik", sondern auch das Symbol eines "veränderten Umgangs der Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Jahrelang hatten andere davon gesprochen, daß die Deutschen zur Versöhnung bereit seien. Als könnte der Täter seinem Opfer die Versöhnung gewähren! Uns Deutschen bleibt doch nur Scham und Bitte um Vergebung. "

Heidemarie Wiczorek-Zeul hat als damals 28jährige " mit großer Erleichterung auf Willy Brandts Kniefall reagiert. Er hat mich und sicher auch eine ganze Generation damals junger Leute mit unserem Staat versöhnt - der noch bis Mitte der siebziger Jahre alte Nazis in

führenden Positionen sah. " Schöne über schöne Antworten, doch die eine unschöne Frage bleibt: Welche Sozialdemokraten versöhnen die jungen Leute heute mit "unserem Staat" ?

* Die letzte Station meiner Reise durch die SPD ist Egon Bahr. Er war als Vordenker und Mitgestalter der Ostpolitik mit dabei auf Brandts Polen-Reise. Auch an der Ghetto-Gedenkstelle. Mit dem Krupp-Manager Berthold Beitz saß Bahr im achten oder neunten Wagen der Kolonne und schlenderte, nachdem der Wagen angehalten hatte, langsam zu dem hektischen Pulk von Journalisten, Politikern und Sicherheitsleuten. Wie immer bei einem Staatsbesuch gab es Lärm, Hektik und Auftrieb. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges. Die Menge erstarrte, die Gespräche erloschen, und auf einmal herrschte eine Totenstille auf dem Platz. "Außer Rücken haben wir nichts gesehen", berichtet Bahr. "Und dann hörten wir, wie jemand sagte: "Mein Gott, der kniet! "Es war fast unheimlich ruhig. Die einzigen Geräusche waren das Klicken und Surren der Kameras. Ich habe nichts davon geahnt. Es ist nichts besprochen worden vorher. Ich habe den Kniefall dann erst als Photo gesehen. Einen Tag später oder zwei. " In der Delegation jedenfalls wurde über den Kniefall nicht gesprochen. "Erst Wochen später habe ich das versucht, "Wann ist dir das eingefallen?" habe ich Willy gefragt, und da sagte er: "Ich kann's dir nicht sagen, ich hab's mir nicht vorgenommen." Mehr habe ich nicht gefragt. "

An dem Kniefall interessiert Bahr vor allem seine historische Dimension, "Ein geschichtlicher Zufall wollte es wohl so, daß genau auf der Mitte des Weges zwischen dem Ende des Krieges und der Wiedervereinigung zwei Dinge passierten, ohne die diese Entwicklung gar nicht erklärbar wäre: die beiden Ostverträge. Der Moskauer Vertrag im August 1970 brachte nicht nur den Ausgleich und die Entspannung mit dem Osten, sondern auch eine Entlastung von Bedrohung. Die moralische Seite dieser Politik fand dann im Dezember 1970 mit dem Kniefall statt. " Beides zusammen hat sowohl im Westen wie im Osten neue Denk- und Handlungsansätze ermöglicht.

"In dem Augenblick, in dem der Gorbatschow erklärt hat: "Wir brauchen Demokratie wie die Luft zum Atmen", habe ich Brandt gesagt: "Du, das ist ein geschichtlicher Abschnitt." Denn hier ist in deren Diktion der Revisionismus durchgekommen. Wenn man sagt: "Ich brauche Demokratie wie die Luft zum Atmen", heißt das: "Ich brauche Mehrheitsentscheidungen", und das ist das Ende der Diktatur des Proletariats. Wenn der Papst der Kommunisten sozialdemokratisch wird, ist das so, wie wenn der Papst

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Protestant wird. Dann ist das das Ende der katholischen Kirche. Als ich das Willy Brandt erzählt habe, hat er gelächelt und den Finger auf die Lippen gelegt: "Sei ruhig! Nicht darüber reden. Wir wollen es dem Mann nicht noch schwerer machen, als er es sowieso schon hat."

Das Ende des Kalten Krieges hätten nicht "Reagan oder die Raketen gemacht", sondern der sozialdemokratische Einfluß auf den Ostblock. Glasnost und Perestroika wären ohne Sozis undenkbar. "Wenn man so will", erklärt mir Bahr mit spitzbübischer Freude, "ist sehr, sehr spät etwas Gewaltiges passiert: Das, was mal in der klassischen Arbeiterbewegung auseinandergegangen ist, nämlich die Trennung zwischen Reformsozialisten und Diktatursozialisten, ist durch die Reformsozialdemokraten wieder eingeholt und erledigt worden. " Der Kniefall von Brandt war eine der entscheidenden Etappen auf diesem Weg. Auf die Frage, ob man das Bild bei der gegenwärtigen Krise der Sozialdemokratie einsetzen könne, antwortet Bahr bestimmt: "Ja, selbstverständlich! Um das Koordinatensystem mal wieder klarzumachen! Aber wie das gehen könnte, das weiß ich nicht. Da müßte ich nachdenken. "

Egon Bahr gehört einer aussterbenden Spezies von Politikern an: den intellektuellen. In Deutschland haben sie sich aus der Politik entfernt. Auch aus der SPD: Denker vom Kaliber eines Horst Ehmke oder eines Egon Bahr haben sich von der politischen Bühne verabschiedet. Obwohl wir Kinder der Popkultur Junkies schneller Bildfolgen, Ideen, Melodien sind, haben wir ein Ohr für alles, was klug und profund ist. Vielleicht deshalb, weil uns das häufig abgeht. Da wäre es schön zu wissen, daß die an der Spitze des Staates richtig denken können und ihre Intelligenz auch für das Richtige einsetzen. Ganz zu schweigen davon, daß wir natürlich gern einen Vertreter unserer Weltanschauung und unserer Lebenswelt in den Reihen der SPD entdeckt hätten. Doch die Enkelgeneration ist um die fünfzig und Nachwuchs nicht in Sicht.